

5. Schluss: Zusammenfassung, Kritik und Ausblick

Nachdem wir eine Feldbeobachtung genutzt haben, um das Thema der vorliegenden Arbeit zu explizieren, ging es daran, vier politisierbare Modellweltfamilien aus dem jüngeren und älteren Diskurs der Arbeitsmarktökonomik zu rekonstruieren. Zu jeder Modellweltfamilie wurden fünf charakteristische Aussagen abgeleitet, um sie gemäß einem Forschungsdesign, das sich zunächst vor der unhintergehbaren Reflexivität der Sprache zu rechtfertigen hatte, einer empirischen Probe zu unterziehen. Drei für soziographische Merkmale kontrollierte Teilnehmergruppen, bestehend aus je 15 Arbeitnehmern, Arbeitgebern und Arbeitslosen, haben die Aussagen im Rahmen einer fiktiven Politisierungssituation bewertet. Als Ergebnisse wurden diese Bewertungen entlang einer Q-methodologisch angeleiteten Hauptkomponentenanalyse ausgewertet. In den Daten zeigten sich Regelmäßigkeiten, die sich als regelhafte Politisierungsmuster ökonomischer Modellweltaussagen interpretieren lassen.

Schon an dieser Stelle muss sich die Arbeit kritische Rückfragen gefallen lassen: Inwiefern sollen die *einzelnen* Aussagen überhaupt für *ganze*, mathematisch zusammengehaltene Modellwelten stehen können? Wie lassen sich die festgestellten Regelmäßigkeiten auf die »ursprünglichen« Welten rückbeziehen? Setzt man die »strukturelevanten« Einzelaussagen zu neuen Welten zusammen oder betrachtet man jede von ihnen als Vertreterin einer ganzen Welt, sodass man einander »weltfremde« Aussagen zu einer Art »Multiversum« rekombiniert?

Auf die erste Frage lässt sich womöglich leichter antworten als auf die übrigen. Obwohl das *Prinzip der Allgemeinverständlichkeit* mich dazu nötigte, von *explizit* mathematischen Formulierungen abzusehen, bleiben solche Figuren *implizit* doch erhalten. Wenn beispielsweise die Rede davon ist, dass Unternehmen ihre Profite maximieren, so beinhaltet diese Aussage noch immer das Maximierungsproblem einer Differenz, welche die wesentlichen Bestandteile der *allgemein-walrasianischen* Welt einbindet. Ein möglichst hoher Umsatz bei möglichst geringen Kosten zieht nahezu alle Register: Unternehmen, die Güter an Haushalte verkaufen, welche diese Güter erarbeiten und dabei Lohnkosten verursachen, die in der Profitrechnung wiederum vom Umsatz abgezogen werden. Indem die einzelnen Aussagen also potenziell Elemente der gesamten Welten aufnehmen, klingt in ihnen aus je spe-

zifischem Blickwinkel auch immer wieder die ganze Welt an. Dies verbindet die Aussagen dann auch untereinander.

Probleme tauchen dann auf, wenn die Ergebnismuster Konzepte einer Welt auf eine andere beziehen, in der ihnen nichts entspricht. In den *walrasianischen* Welten, wie ich sie hier rekonstruiert habe, können stellensuchende Subjekte nicht mit offenen Stellen koexistieren. Wenn also beispielsweise die Arbeitgebergruppe *klassisch-walrasianische* Aussagen in ablehnender Haltung mit einer *Such-und-Matching*-Aussage kombiniert, stellt dies die sozialwissenschaftliche Beobachtung vor ein Übersetzungsproblem. Auf dieses kann ich an dieser Stelle nur hinweisen, da mir hier wohl selbst noch die nötige Sicht fehlt.

Eine weitere Übersetzungsschwierigkeit bezieht sich direkt auf die Entstehungsseite der Bewertungsergebnisse. Um die Strukturen in den Daten sinnvoll als Gebrauchsregeln von Aussagen interpretieren zu können, sollte man die Aussagen in der Befragungssituation möglichst auch gebrauchen wie im Alltag. Für gewöhnlich geben wir allerdings keine ordinalskalierten Nummern zur Antwort, wenn uns eine vertraute Person Ratschläge gibt. Das vorliegende Forschungsdesign nimmt für die vorgestellte Beratungssituation aber stillschweigend an, dass die befragte Person sich gegenüber ihrem beratenden *Alter* in einer solchen Weise verhält, als hielte sie zur Antwort Zahlentäfelchen in die Luft. Mir bleibt an dieser Stelle nur, diese Idealisierung als solche anzugeben.

Mindestens eine Unschärfe liegt außerdem in der Auswahl der befragten Personen. Es bleibt nämlich unklar, zu welchen Anteilen sich die Gruppe der nach eigenen Angaben »Arbeitslosen« aus Arbeitssuchenden und Personen außerhalb der Erwerbsbevölkerung zusammensetzt. Die Arbeitsmarktökonomik unterscheidet hier in der Regel; im Forschungsdesign findet diese Unterscheidung jedoch keine Entsprechung. Dieses Defizit ergab sich aus den Schwierigkeiten, Mitglieder dieser Gruppe zu rekrutieren. Bevor ich schließlich eine Agentur mit der Rekrutierung beauftragte, war es mir selbst kaum gelungen, diesen Teil der Bevölkerung zu erreichen. Bei der Angebotsstellung konnte mir die Agentur hier dann auch, anders als im Falle der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, keine 15 vollständigen Antworten garantieren, was man ganz im Sinne der Informationsökonomik durchaus als ein Signal geringer Verfügbarkeit interpretieren darf.

Selektiv rekonstruiert scheinen auch die ökonomischen Modellwelten, denen die Aussagen entstammen. Der Fokus bei der Auswahl lag auf algebraisch rigoros formulierten Mikro- und Makromodellen. Man hätte hier auch weniger formelle Modelldarstellungen, beispielsweise der Institutionenökonomik, einbeziehen können. Verteidigend lässt sich vielleicht anführen, dass die ausgewählten Modelle insgesamt eine in sich kohärent abgrenzbare Systematik entlang der Unterscheidungen »walrasianisch«/»Such- und Matching« sowie »klassisch«/»keynesianisch« ergeben.

In gesellschaftstheoretischer Hinsicht darf man durchaus kritisch bemerken, dass der Begriff der symbolisch *generalisierten* Kommunikationsmedien eine gewisse »Zweckentfremdung« erfährt. Parsons versuchte, damit zu beschreiben, wie sich in komplex-modernen Gesellschaften gewisse Kommunikationsformen *allgemein*umspannend zum Standard institutionalisieren. Doch gerade dieser Generalisierungsgrad scheint im hiesigen, situationsbezogenen Begriffsgebrauch entbehrlich: Die ökonomischen Modellwelten, auf welche sich die befragten Leute in bestimmten Situation politisierend stützen, scheinen kaum institutionalisiert. Wenn der politisierende Gebrauch der Modellwelt-Aussagen weiter oben »geldscheinähnlich« genannt wird, so kann damit also kaum der institutionalisierte Generalisierungsgrad gemeint sein. Vielmehr bezieht sich diese Zuschreibung darauf, dass man sie politisierend gebrauchen kann, ohne sich zuvor über diesen Gebrauch zu verständigen, auf »eine *spezifische* Sinnbedeutung und Wirkungsweise in der Evaluation und im Austausch« (Parsons, 1980a, S. 231). Die Politisierbarkeit ökonomisch-modellweltlicher Aussagen kann ungesagt bleiben.

An dieser Stelle scheinen mir die »sprachkybernetischen« Überlegungen von (Pedretti, 1981) in einem ersten, rein spekulativen Ausblick wie gemacht, um verschiedene Ermöglichungsverhältnisse zwischen Ungesagtem und Gesagtem ungeachtet ihres Allgemeinheitsgrades zu typologisieren.

»[I]t is only silence, Wittgenstein postulates, which enables us to speak sensibly (without involving ourselves in regressions [...] with every one thing we say). If this point is trivial, it is that in every-day life we are accustomed to pass things over in silence. In its triviality, however, this shows the danger of attempts (eg. semantics) to render our silences explicit. Such attempts mis-take [sic!] things spoken about for what is beyond being spoken about, and in so doing, explore just such a regression (generating hierarchies as Russell suggested)« (a. a. O., S. 38-39).

Die notwendig verschwiegene Flussbetten unserer Sprache offenzulegen, indem wir sie durch formale, aber damit eben auch *un*verschwiegene Ausdrücke ersetzen, verweist uns stets nur auf das Ungesagte genau dieser Ausdrücke und wiederholt das Problem damit *ad infinitum*. *Formalsemantische* Ansätze laufen hier offensichtlich ins Leere, sodass man sich durchaus fragen darf, ob ein soziologischer Begriff von Semantik, wie ihn beispielsweise Niklas Luhmann vorgeschlagen hat, nicht besser abschneidet, wenn man ihn, durch Wittgenstein informiert, interaktionsbezogen »tieferlegt«.¹ Daran kann sich dann auch die Frage anschließen, inwiefern

1 Bei dieser Gelegenheit ließen sich sicherlich auch jene Schwierigkeiten aktualisierend *geltend machen*, die beim Versuch auftreten, Wittgenstein einseitig in der Ruhmeshalle der analytischen Philosophie aufzustellen (vgl. Apel, 1973, S. 225-377), (vgl. Habermas, 2020, S. 65-101).

das darstellungsmächtige Instrumentarium der Spencer-Brown-Notation den sozialwissenschaftlichen Austausch über diese Fragen vereinfachen kann (vgl. Baecker, 1993).

Mit dem Ungesagten, das wir beim Sagen *mit*-übertragen, können wir soziologisch vielleicht den Ort bestimmen, von dem aus ökonomische Modellwelten in politische Diskurse *einfließen*. Wenn man beispielsweise die Politik dazu auffordert, sagen wir, »das Profitstreben der Großkonzerne« seiner Wirkung nach einzudämmen, so spricht man damit *in* einer Welt, in der ein solches Profitstreben als selbstverständlich gilt und die bei gelingender Verständigung dann stillschweigend vorauszusetzen ist. Nehmen wir Pedrettis Gedanken ernst, so lässt sich nicht *in* genau dieser Welt auch *über* sie sprechen. Sprechen wir *über* diese Welt, so *tun* wir dies bereits *in* einer anderen.

Wohl ähnlich wie (Pedretti, 1981) erkennt auch (Luhmann, 1993b) »das Problem, daß symbolische Generalisierungen zugleich erhellen und abdunkeln müssen« (a. a. O., s. 66). Als normativ bleiche Abschattungswechsel können semantische Verschiebungen aber wohl nur auf einem so abstrakten Reflexionsniveau erscheinen, wie es die Luhmannsche Systemtheorie auszeichnet. Man darf gerade in diesem »eiskalten Blick« eine rechtfertigungsbezogene Stärke sehen, weil die Systemtheorie wertrelativierenden Vorwürfen gegen sie auf diese Weise wohl *a priori* den Boden entzieht. Empirische, gleichwohl systemtheoretisch inspirierte, Medienforschung muss dieses Eis aber zum Schmelzen bringen, möchte sie nicht riskieren, den »normativen Kern« der Sache zu verfehlen. Wie (Honneth, 2013) mit bewundernswerter Klarheit herauspräpariert, sah schon Parsons einen internen Zusammenhang zwischen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und normativ-aufgeladenen Anerkennungsverhältnissen.

»Für Parsons sind [...] unter dem Gesichtspunkt der sozialen Integration durch reziproke Anerkennung drei Komponenten an den institutionellen Ordnungen von besonderer Bedeutung: Erstens müssen diese auf von allgemeinen Werten abgeleiteten Normen beruhen, die eine nachvollziehbare Verknüpfung zwischen individueller Rollenbefolgung und sozialer Anerkennung herstellen, zweitens müssen solche Verknüpfungen in einem generalisierten Anerkennungsmedium auf Dauer gestellt sein, und drittens sollte das entsprechende Medium dann nach Möglichkeit in einem deutlich erkennbaren, generalisierten Symbol zum Ausdruck gelangen« (a. a. O., S. 21).

Die entlastend Austausch ermöglichende Funktion symbolischer Medien kann somit zur anderen Medailleseite von unterdrückten Missachtungserfahrungen verkommen, wenn das, was gesagt zu werden versucht, nicht mehr gerechtfertigt gesagt werden *kann*, ungesagt bleiben *muss*.

Hält die Indifferenz medialer Interaktion Anerkennungsansprüche stumm, so brechen sie sich nach (Honneth, 2013) auf andere, eher diffuse Weise Bahn.

»Das Streben nach Selbstachtung in der und durch die Gesellschaft stirbt ja nicht einfach ab, sobald einmal geschichtlich keine normativ regulierten Sphären für seine verlässliche Bewährung und Befriedigung vorhanden sind; aber es verliert doch, so lässt sich vielleicht sagen, jede Chance einer intersubjektiv verständlichen Codierung, kann sich an kein legitimierendes Prinzip anlehnen, wird so eigentümlich ortlos und begibt sich auf die Suche nach alternativen Formen der Entäußerung« (a. a. O., S. 35).

Vor allem die Kommentare der Befragungsteilnehmer (siehe Appendix B) lassen mich mit der paradoxen Vermutung zurück, dass die Vokabularien ökonomischer Modellwelten sowohl als Artikulationsinstrument in diese Bresche springen als auch nicht-ökonomisch artikulierbare Ansprüche damit *uno actu* zum Schweigen verdammen. Bei manchen Kommentaren kann man den Eindruck gewinnen, dass das Textfeld des Fragebogens von den entsprechenden Autoren selbst als »Bühne« verwendet wurde, um sich politisierend Anerkennung zu verschaffen.

Der Kohäsionsvergleich deutet dann darauf hin, dass die grammatische Befähigung zum politisierend-ökonomischen Sprechen zwischen den Akteurstypen am Arbeitsmarkt durchaus ungleich verteilt ausfallen könnte. Hier bleibt die Arbeit statistisch-konfirmatorische Evidenz schuldig. Sollte sich dieser Verdacht allerdings in weiteren Untersuchungen erhärten, spräche dies dafür, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen von vorherrschenden sprachlichen Voraussetzungen zur politischen Teilhabe expropriert sind.

Dies führt uns zum Öffentlichkeitsbegriff nach (Habermas, 1990), welchen der Autor erst in jüngster Zeit wiederaufgenommen hat.

»Der deliberative Charakter der Meinungs- und Willensbildung der Wähler bemisst sich *in der politischen Öffentlichkeit* am Ergebnis der diskursiven Qualität der Beiträge, nicht am Ziel eines ohnehin nicht erreichbaren Konsenses; vielmehr soll hier die Wahrheitsorientierung der Beteiligten einen offen bleibenden Meinungsstreit anfachen, aus dem *konkurrierende* öffentliche Meinungen hervorgehen. Diese Dynamik eines *fortdauernden* Dissenses in der Öffentlichkeit prägt ebenso die Konkurrenz der Parteien und das Gegeneinander von Regierung und Opposition, auch die Meinungsverschiedenheiten von Experten; der Argumentationshaushalt, der auf diese Weise mobilisiert wird, kann dann die bindenden, an den entsprechenden Orten des politischen Systems verfahrensgerecht zu treffenden Entscheidungen informieren« (Habermas, 2022, S. 26).

Nicht faktische Einstimmigkeit, sondern die ständig vollzogene Bearbeitung von Themen im Modus rationaler Argumentation macht für Habermas das Wesen deliberativer Politik aus. Indem man aber Konsenserfordernisse durch die Idee des »fortdauernden Dissenses« ersetzt, berührt man noch keineswegs die stillschweigenden Vorannahmen, auf denen sich Dissens bewegt. Man kann sich, um im

obigen Beispiel zu bleiben, trefflich darüber streiten, durch welche Maßnahmen man die Kollateralschäden einseitiger Profitorientierung mitigierte, ohne auch nur in einer Silbe dieses Profitstreben selbst ins diskursive Licht zu heben. Hier bringt Habermas die Rolle der Verbreitungsmedien ins Spiel.

»Diese sind nämlich angesichts der gesellschaftlichen Komplexität diejenige Vermittlungsinstanz, die in der Perspektivenvielfalt der sozialen Lebenslagen und kulturellen Lebensformen zwischen den konkurrierenden Weltdeutungen einen intersubjektiv geteilten Interpretationskern herausschält und als allgemein *rational akzeptiert* sichert. Natürlich ist die Tages- oder Wochenzeitung mit ihrer klassischen Dreiteilung der Inhalte in Politik, Wirtschaft und Feuilleton niemals die *letzte* Instanz, wenn es um die Wahrheit oder Richtigkeit einzelner Aussagen oder maßgebender Interpretationen von Tatsachenzusammenhängen, um die Plausibilität allgemeiner Einschätzungen, gar um die Triftigkeit von Beurteilungsstandards oder Verfahren geht. Aber mit ihrem Fluss von täglich erneuerten Informationen und Deutungen bestätigen, korrigieren und ergänzen die Medien laufend das unscharfe alltägliche Bild einer *als objektiv unterstellten Welt*, von dem mehr oder weniger *alle Zeitgenossen* annehmen, dass es auch von allen anderen als »normal« oder gültig akzeptiert wird.« (Habermas, 1990, S. 55).

Demnach sichern die öffentlichen Verbreitungsmedien zwar das »rational Akzeptierte«, doch über die, wenn man es so nennen kann, »Reflektierbarkeit« der als »normal« eingeflossenen Welten sagt dies noch lange nichts aus. Wenn ökonomische Modellwelten, die im wissenschaftlichen Diskurs vielleicht als bloßes Erkenntnisinstrument dienen, als politisierbare Vorannahmen den politischen Diskurs normieren, so bleibt fraglich, wie man diese Welten selbst reflexiv-thematisierbar hält.

Die Reflexivität ökonomischer Sedimente ohne Beteiligung der Wirtschaftswissenschaften zu steigern, scheint wenig aussichtsreich. Vielleicht kann man sehr vereinfacht festhalten, dass der öffentliche Diskurs ökonomische Dogmen nur schwerlich kritischer hinterfragen kann als der wirtschaftswissenschaftliche Diskurs selbst. Die Performativität ökonomischer Modelle durch die Routine des wissenschaftlichen Verfahrensmodus schlicht zu ignorieren, indem man physikalistisch die Methoden der Naturwissenschaften zu imitieren versucht, scheint hier kein besonders überzeugender Weg.

Mut machen demgegenüber neue Ansätze, welche in der Performativität ökonomischer Modelle kein zu verbergendes *horrendum pudendum* sehen, sondern eher eine Chance für reflexives Wissenschaften.

»[E]conomics as a science must be reflective: Economists need to reflect upon their own role in society, both intentional (economists as advisers) and non-intentional (such as transforming individual values by adopting market frames). This does

in no way imply that economics should apply self-censorship, including on results that may stand against a current societal mainstream or zeitgeist. But it means that the idea of the economist standing outside the object she is analysing and, therefore, ultimately bearing no responsibility for the impact of her analyses, needs to be abandoned« (Herrmann-Pillath und Hederer, 2022, S. 40).

Mit der thematischen Umstellung auf Reflexivität berührt die Ökonomik allerdings auch Themen, die ihr wohl weniger natürlich innewohnen als beispielsweise der Soziologie, welche die Spezifität ihres Gegenstands, ohne das Problem interner Selbstbeschreibung zu thematisieren, wohl kaum mehr zu fassen vermag (vgl. Renn, 2006, S. 33ff.). Die erfahrungsgemäß noch immer schwelenden Grabenkämpfe zwischen den beiden Disziplinen durch wohlgesonnen-interdisziplinären Austausch zu ersetzen, scheint nicht nur wissenschaftlich fruchtbar, sondern zur Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen wahrscheinlich auch zunehmend geboten. Vielleicht darf *ich*, der Text, mich in dieser Hinsicht als einladende Sprechhandlung verstehen.

